

aber ihm nicht geneuert. Als daher im folgenden Winter bei Frankfurt a. M. einem gewissen Herrn Quartiermeister eine sehr ansehnliche Summe geliehen wurde, sagte selbst ein General: „Er kann das schon verschmerzen, hat er uns doch, wer weiß um wie viel, gekostet.“

Nach etwa zehntägigem Aufenthalt im Lager bei Longuyon mußten bei immer zunehmendem Mangel an Lebensmitteln die Verdien sehr stark Märsche gemacht werden. Lafontaine gehörte mit dem Regiments-Quartiermeister, Adjutanten und Regiments-Chirurgus zu dem sogenannten „Unter-Staffe“ des Regiments, der im Lager sein Zelt in der Nähe des Hauptzeltes hatte. Für sich und diese seine Zeltnossen, Kamrad, Kreuze und Kleinkretsch, mit denen er bald vertraute Freundschaft geschlossen, hatte Lafontaine in Longuyon so viel Proviant aufgesammelt, als ihm fortzubringen möglich war. Allein da er auch jedem anderen, der ihm einen Mangel klagte, ohne sich zu bekümmern, freiwillig davon mittheilte, so fand er sich bald schier am Ende seines Vorraths. Doch mehr als dies schmerzte es ihn, wenn er sehen mußte, wie theils aus Noth, theils aus tothem Leberwurst die Dörfer geplündert und auf das unheimlichste die Feldfrüchte vernichtet wurden, ein Unverstand, der sich noch schwerer an dem preussischen Heere selber rächte. Denn leider fehlten nicht alle Regimentscheife so strenges Wamszucht, wie der General v. Thadden bei seinem Regiment, der es durchaus nicht duldete, daß seine Soldaten ungebührlich die Hebel des Krieges vermerbten. Besonders furchtbar fühlte sich aber Lafontaine durch das herausfordernde Manifest von Braunschweig, welches der preussische Feldmarschall, Herzog von Braunschweig, erlassen hatte. Kurz zuvor hatte noch der Herzog nach Lafontaine gefragt und in einer langen Unterredung sich äußerst hülfreich gegen ihn erwiesen und keineswegs eine solche Genehmigung, wie im Manifeste ausgesprochen war, erteilt. Auch späterhin hatte Lafontaine noch einige Unterredungen mit dem Herzog, und fand jedesmal nicht nur Wohlwollen gegen seine Person, sondern überhaupt die laueste Humanität in ihm. Es gereichte daher Lafontaine zur unigen Freude, als er später vernahm, daß jene Stellen des Manifestes, die so viel Unheil brachten, insofern sie dem Herzog den Ansehen eines braunschweigischen Vandalen gaben, hinter dessen Rücken von einem sonatigen Emigranten eingeschoben seien, worüber der Herzog sich so erbittert bezeugt habe, daß er das unter seinem Namen erscheinende Manifest ein unzeitiges nannte und es — leider endlich zu spät — zerriß.

Das Manifest ging von der durch die Emigranten gemeinschaftlich geäußerten Ueberzeugung aus, daß der bessere Theil der französischen Nation die Schritte der herrschenden Galton verabschiede nach den Augenblick mit Ungehörig erwartete, sich offen gegen die verhassten Unterdrücker erheben zu können. Der Herzog forderte demgemäß alle Beförden, die Nationalgarden wie die Offiziere und Soldaten auf, zur Treue gegen das Königshaus zurückzukehren; den Wehrstrebenden aber wurden die ärgsten Strafen angedroht. Die Wehrstrebenden wurden mit ihrem Kopfe und ihrem Vermögen für jedes Verbrechen, welches sie nicht hindern würden, verantwortlich gemacht; die Einwohner der Ortschaften, welche den verbündeten preussischen und österreichischen Truppen irgendeinen Widerstand entgegenzusetzen würden, sollten nach Kriegsgesetz bestraft, ihre Häuser zerstört oder verbrannt werden. Die Mitglieder der Nationalversammlung wurden mit Leib und Leben nach Kriegsgesetz für jede Verletzung der Ehrwürde gegen die königliche Familie verantwortlich gemacht; wenn das Schloß der Tuilerien gestürzt oder dem Könige die mündelbezügliche zugeführt werde, so solle eine exemplarische, in enigem Ansehen bleibende Rache genommen, die Stadt Paris einer militärischen Cretation

und gänzlichen Zerstörung preisgegeben und die Verbrecher der verdienten Todesstrafe überliefert werden.

Das war nicht der Ton, in welchem man zu einer in wildem Fanatismus verirrten Nation reden durfte, durch solche Drohungen konnte man nur Del ins Feuer gießen. Die Volkführer verbreiteten recht gefesselt das harte Manifest, wohl einsehend, wie tief das Freiheitsgefühl und der Nationalstolz der Franzosen dadurch verletzt sein mußte. Auf ihren Ruf eilten die Männer in Waffen herbei, um das bedrohte Vaterland zu verteidigen. Dem König von Frankreich brachte das zu seinen Wünschen erlassene Manifest nur herberes Glend, Abweisung und endlich den Tod auf der Guillotine, der Sache der Revolution aber einen neuen begeisterten Aufschwung, indem angesichts der Gefahr, die dem Lande von außen drohte, sich alles im Gehül der verletzten Nationallehre vereinigte.

Lafontaine, zu dem wir jetzt zurückkehren, sprach das französische fließend, weshalb seine oben genannten Zeltnossen dafür stimmten, daß er jetzt, in der Zeit des Mangels, ihr Proviantkommissar werden müsse. Lafontaine sagte zu und sah sich wiederholt in der glücklichen Lage, sein Verprechen halten zu können. Eines Abends hatte er in einem Stübchen bei einem Monsieur Louis Aufnahme und für sein Geld ein Abendessen und eine Flasche sehr guten Wein erhalten, von welcher Monsieur Louis feierlich verrieherte, es sei die einzige, die er getreut habe. Kaum hatte Lafontaine seinen nicht geringen Hunger und Durst ein wenig gestillt, als auf der Straße sich ein gewaltiger Tumult erhob und Monsieur Louis leichtenblag mit der Nachtricht hereinbrachte, daß man in der Nachbarschaft plünderte. Lafontaine vernahm entsetzliches Geschrei in den Häusern, das er sich jedoch sehr wohl erklären konnte. Er hatte nämlich schon mehrmals bemerkt, daß die Soldaten besonders dann erbittert wurden, wenn sie auf ihre Forderung von Brot keine Antwort erhielten und am wenigsten Brot selbst. Er mochte den Soldaten so oft sagen als er wollte, daß die Leute dies nicht verständen, er erhielt doch immer wieder die Antwort: „Ei, was Brot ist, müssen die Kanaille doch wissen!“ Auch in diesem Falle hatten die Soldaten in den Häusern nicht du pain, sondern Brot verlangt, und als man sie nicht verstand, einen gewaltigen Spelatel erhoben, dadurch aber die Leute nur noch verächtlicher. Lafontaine rettete nicht nur Monsieur Louis aus seiner Angst, sondern auch alle Nachbarn desselben, indem er auf einen Bogen Papier mit großen Buchstaben schrieb: „Herzog von Braunschweig,“ und dann das Papier mit einer Laterne daneben an die Thür nageln ließ. Voll Dankes brachte der Wirth am andern Morgen dem preussischen Feldpreyler noch einige Flaschen Wein. Dies fiel Lafontaine auf, weil er am Abend vorher seine Flasche Wein mit dem Hinzufügen erhalten hatte, es sei die letzte vorhandene. Er drang deshalb in Monsieur Louis, ihm zu geflehen, ob er noch mehr Wein habe? Dieser wurde verlegen. Lafontaine aber sagte ihm, daß er durchaus nichts von ihm zu befürchten habe, denn er brauche zwar Wein für sich und seine Freunde, was er aber von ihm erhalte, das solle ihm rechtlich nach dem Preiscurrent bezahlt werden. Monsieur Louis gestand nun, daß er Vorräthe habe, jedoch nicht im Hause, daß er aber mit seiner Familie völlig ruinirt sein würde, wenn man etwas davon erühre oder gar sein Versteck entdeckte. Lafontaine gelobte heilige Verschwiegenheit und Monsieur Louis, der Zutruhen zu ihm gefloht hatte, schloß nun einen geheimen Handelsvertrag mit ihm ab, demzufolge nur Lafontaine selbst mit seinem Reitknechte den Wein abholen sollte. Dies geschah, und so war Lafontaine imstande, nicht nur seine Zeltnossen, sondern auch den General v. Thadden und einige andere Offiziere seines Regiments mit gutem Wein zu versorgen. (Schluß folgt.)

Land- und Hauswirthschaft.

Beerenweine.

Mit jedem Jahre macht sich der Rückgang der Weintraubenernten bemerkbar und darum das Bedürfnis nach einem Ersatz des Traubenweines fühlbarer. Der Konsum an Kapseln zur Weinbereitung hat infolge dessen sehr zugenommen und überall wird jetzt einer rationeller Obstkultur die größte Sorgfalt zugewendet. Allein die Schätze der deutschen Wälder in Ge-

stalt einer Menge köstlicher und werthvoller Früchte und Beeren sind bislang zu ziemlich unbeachtet geblieben. Doch die Vermuthungen der Rebanas, die schimmeln Folgen des Gammes von schlechtem Bier oder Schnaps haben in allerneuester Zeit besonders jene Beerenfrüchte, die sich zur Weinbereitung eignen, große Beachtung verschafft. Es sind dies die Heidelbeeren, Brombeeren, Erdbeeren, Himbeeren und die besonders in Gärten gepflanzten Zedernbeeren und Stachelbeeren. Um nun

es hätte wenig gefehlt, so wären sie selber auf die Tenne herunter gefallen.

Das Vergnügen war damit zu Ende, die Herrschaften stiegen wieder ein und saßen antherhalb Stunden weiter nach einem fürstlichen Gute, wo eine Stuterei war. Während man hier sich die Pferde besah, wurden vor dem Schlosse Tisch, Stühle, Bänke etc. zusammengeleiert und ein ländliches Abendbrot aufgetragen. Es erschienen 21 Fässchen mit Milch, die Sabu obenaufl, mit Zucker und Zimmt beireut, 7 große Brote, viele Würste und Schinken, Butter und Käse, und die englischen Herrschaften thaten diesem einfachen Mahle unter allerlei Scherz, und Kurzweil die größte Ehre an. Nach dem Essen wurde noch ein Spaziergang beliebt und die Reste des Mahles inzwischen der künftigen Dienerschaft preisgegeben zur großen Freude des Gutsphäters, der ein passhafter Mann zu sein schien. Wir ließen natürlich wenig oder nichts übrig.

Später wurde dann die Rückfahrt angetreten, da es aber ein überaus herrlicher Sommerabend war, wählte man große Umwege und so kamen wir erst spät wieder in Pyrmont an.

Man hat damit ein kleines Bild von dem Babelleben in Pyrmont am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Die Herzogin dachte nunmehr an ihre Rückreise nach England, sie verkaufte ihre vier Wagenfedern dem Fürsten von Salm-Bitlingen, dem damaligen preussischen Gesandten am Hofe des Kurfürsten von Hessen und empfahl nicht zugleich dem Fürsten als einen treuen und erprobten Diener. Die andere Dienerschaft, die sie mit aus England herüber gebracht hatte, nahm sie wieder mit zurück.

Eines Tages ließ sie mich rufen und kündigte mir an, daß ich meines Dienstes entlassen sei, zu gleicher Zeit ließ sie mir meinen Abschied, der mit ihrem Wappen unterzeichnet war, überreichen, ferner erhielt ich 20 Louis'd'or mit dem Bemerkten, daß ein vierteljährliches Gehalt dabei eingeschlossen sei, und weiter verblieben mir sämtliche Kirovstände mit Ausnahme des Sattels, der Pistolen und des herzoglichen Wappens.

Ich war gerührt, denn sie war mir eine sehr gültige Herrin gewesen, ergriff ihre Hand und küßte sie, und — weidherzig, wie ich zeitweilen gewesen, werden wohl einige Thränen auf sie gefallen sein. Später erfuhr ich, daß die Herzogin von diesem Abschied fast ergriffen gewesen und geäußert habe, daß sie es bereue, mich entlassen und mich nicht mit nach England genommen zu haben.

Ich stand nun in Diensten des Fürsten v. Wittgenstein, der mich zugleich mit den Pferden übernommen hatte. Diesem vortrefflichen, liebreichen Herrn wurde ich lebenslang ein treues Ansehen bewahren. Die erste Verrichtung, welche mir aufgetragen wurde, war, die von der Herzogin gestauten Pferde nach Kassel zu bringen und dort die Ankunft des Fürsten zu erwarten.

Der Fürst traf einige Tage später in Kassel ein, mit ihm

zugleich aber noch viele hohe, von Byrmont kommende Herrschaften, unter ihnen auch der Kronprinz von Preußen nebst Gemahlin, nachmals König Friedrich Wilhelm III. Da begann ein bewegtes Leben in Kassel. Der Kurfürst gab jede über Feste bald in der Au, bald auf Weigenstein, bald auf Wilhelmshöhe etc. Auf Wilhelmshöhe ließ man mehrmals die Kaskaden springen, die dann abends bis zum Verlöschen hinauf prächtig illumirt wurden. Man dachte sich dazu eine herrliche Sommeracht und herrliche Musik; ich glaube etwas Feineres nicht gesehen zu haben.

Unter all diesem Glanz und dieser Luft dachte damals noch niemand daran, daß einige Jahre später der Bruder des noch wenig gekauften Wirgergenerals Buonaparte, Hieronymus, als König von Westfalen seine Residenz in Kassel aufschlagen würde.

Einige Jahre war ich in Diensten des Fürsten gewesen und meine Stellung war eine sehr angenehme, fast hätte ich zu wenig zu thun. Der Fürst fuhr wöchentlich zweimal nach Hofe, dann wohl noch einmal nach Wilhelmshöhe und ein- oder zweimal wöchentlich mußte ich nach Münden reiten und dort Briefschaften zur Post geben. Das war alles. Der Fürst arbeitete mit seinem Sekretär, Frey, oft die Nächte hindurch und von Münden aus, hatten damals Briefe eine schnellere Beförderung.

So standen die Sachen, als unerwartet ein Lord Bristol, von Byrmont kommend, in Kassel anlangte, mit dessen Kammerdiener ich vor Jahren schon, als ich in Diensten der Herzogin von Cumberland war, Bekanntschaft gemacht hatte. Wir begegneten uns in Kassel, besuchten uns gegenseitig und alsobald forderte mich mein Freund auf, als Aufseher in die Dienste des Lord Bristol zu treten. Der frühere Kutcher hatte sich dem Trunk ergeben, hatte Pferde und Wagen ruinirt, jedoch in Kassel keines neu hatte angeschafft werden müssen. Dabei erfuhr ich, daß der Lord nach Italien zu reisen beabsichtigte, und was ich selbst von Italien wußte und was der Kammerdiener des Lord, der dort bereits gewesen war, mir darüber mittheilte, alles das machte in mir die Lust regn, die angebotene Stelle anzunehmen. Die Bedenken aber, meine gegenwärtige Stelle aufzugeben, plagten mich nicht minder — ich wußte sichlechts nicht, was ich thun sollte. In meiner Verlegenheit besprach ich die Sache mit dem Kammerdiener des Fürsten und er versprach mir, bei Gelegenheit dem Fürsten davon Mittheilung zu machen.

Aber schon am andern Tage ließ mich der Fürst rufen und sprach sich vernehmend darüber aus, wie ich auf den Gedanken kommen und mit einem so alten wunderlichen Engländer eine so gefährliche Reise machen wolle, und rief mir ab. Es war das gewiß ein gut gemeinter Rath des hohen Herrn, er half aber nichts, ich konnte nichts nicht schlafen, Italien lang es mir in den Ohren von früh bis spät, bis ich mich entschloß, den Fürsten nochmals um meinen Abschied zu bitten, und ich fühlte mich umso mehr dazu ermutigt, als ich inzwischen einen wirklich empfehlenswerthen Mann gefunden hatte, der meine Stelle einnehmen konnte. Auf vieles Bitten willigte der Fürst endlich ein und am

Diese bewirkte wieder das Bekanntwerden von Raubhögen, die denkwürdig nachließen, besonders Gabelweide und Spedde. Auch Trauben und Reiser stellen sich ein. So zeigt wie anderwärts auch der Blick auf das Leben in und an der Erde einen Kampf ums Dasein, in welchem jedoch die Erde selbst trotz vieler Feinde vortheilhaft besteht.

Literatur und Kunst.

* Mit den uns soeben angegangenen beiden Ober-Salzmünzstätten beginnt die Denkmäler-Kundschau über die letzten Jahrzehnte. Es war bisher das einzige Verbrechen der Hebanfan gewesen und wird es auch sicher in Zukunft sein, diese Zeitschrift dem ursprünglichen Programm gemäß zu führen, welches die Probe in vieler Jahre bestanden und ihm die ehrende Anerkennung und Anhänglichkeit der besten Kreise unseres Volkes zugehört hat. Ein ausdrucksvolles Zeugnis hierfür legen die Probedrucke ab, welche mit einer neuen freudigen Wärme des Verwalters der Revue, Herrmann Grimm, versehen werden. Bonnapartheistische Paraphrasen von G. Bremer; Ueber die wahre Aufgabe der Physiologie; und C. Strassburger; Studien über „Wissenschaften“ wieder mit historischen und literarisch-geschichtlichen Artikeln wie „Gang und der Fische von Schönbrunn“ von August Journer, „Weimar in den neunziger Jahren“, nach Aufzeichnungen eines Zeitgenossen, und „Wilhelm Scherer

